

KALONYMOS

Der Teufel trägt Kappe – Gute Menschen zeigen keine Ohren

Meditation vor einem emsländischen Kreuzweg von zeitgeschichtlichem Interesse

Fastenzeit, Passionszeit – und nicht wenige Menschen wissen noch, dass damit der Kern des Neuen Testaments, die Erzählung von Leiden und Tod Jesu von Nazareth angesprochen ist. Es ist die Zeit, in der Jahr um Jahr die Bachschen Passionen nach Matthäus und Johannes landauf landab auf dem Programm stehen, denn ihre Bedeutung im Kulturleben nimmt weiter zu. Stärker noch vermehren sich Aufführungen von „Passionsspielen“.

Alle diese „Events“ tragen dazu bei, dass die Andachten und Meditationen vor den vierzehn Bildta-

feln der „Kreuzwege“ in den katholischen Kirchen in schnell zunehmendes Vergessen geraten. Zwar löst die wachsende Verbreitung jener modernen Passions-Inszenierungen durch die Medien auch Diskussionen aus – der jahrzehntelange Streit um „Oberammergau“ ist bekannt. Aber bewirken neue Nachdenklichkeit und die Erkenntnis von historisch zu befragenden Tendenzen der biblischen und nachbiblischen Erzählungen etwas? Dank des beispiellosen Engagements einzelner für Verständigung und Versöhnung, hat sich Entscheidendes auf diesem Gebiet vollzogen. Dennoch ist stete Wachsamkeit und Bereitschaft zu Umdenken und Umkehr geboten. Wir sind durchaus noch unterwegs, und Blindheit gibt es nach wie vor, wie das hier zu Berichtende schmerzlich zeigt.

So lassen wir Bach heute warten* und klicken uns auch nicht durch die bunten Passionsshow des Internet, sondern betreten stattdessen die St. Marien-Kirche zu Listrup im Emsland. Das Dorf mit seinen knapp 600 Einwohnern gehört zu Emsbüren am anderen Ufer der Ems. Hier schuf Hein Nass (Meppen 1903–1988 Rheine), populärer Heimatmaler des Emslands, im Jahr 1947 einen schlichten Kreuzweg von 14 Kohlezeichnungen – Schwarz/Weiß. 1965 abgehängt und vergessen, wurde er vor wenigen Jahren wiederentdeckt, restauriert und ausgestellt. Seit anderthalb Jahren schmückt er wieder Listrups Kirche, die seit Jahren ohne eigenen „Dorfgeistlichen“ ist und deren kleine Gemeinde um ihr Bestehen ringt, von Emsbüren betreut (www.kirchspiel-emsbueren.de).

Was kann uns der Kreuzweg von Hein Nass kümmern, was geht „Kalonymos“ die Frömmigkeit eines entlegenen Fleckens an? Hat eine solche, so traditionelle Bilderserie überhaupt noch irgendeine Bedeutung, wäre sie sogar überörtlich interessant?

*In Erinnerung an
Heinz Kremers, Prof. Dr.
theol. (19. Oktober 1926
Rheydt – 26. Mai 1988
Moers), Streiter für Um-
kehr und Erneuerung*

*Johann Michael Schmidt: Die Matthäus-Passion von Johann Sebastian Bach. Zur Geschichte ihrer religiösen und politischen Wahrnehmung und Wirkung. (Studien zu Kirche und Israel 26), Institut Kirche und Judentum, Berlin 2013 (auch bei Kohlhammer, Stuttgart), 566 S., ISBN 978-3-938435-04-5
Anspruchsvolle und umsichtige Analyse der an Höhen und Tiefen überreichen Geschichte der „Matthäus-Passion“.



*Unseren Leserinnen
und Lesern
wünschen wir
Chag Sameach zu Pessach
und Frohe Ostern!*

Ja, sagt ihre Ausstellung 2011 im Museum Rheine/Bentlage. Sie bewertet nämlich den Nass'schen Kreuzweg als von „zeitgeschichtlichem Interesse“. Was heißt das? Gehen wir diesem zeitgeschichtlichem Interesse nach und sehen zu, ob diese Behauptung zutrifft, und aus welchen Gründen sie triftig und wichtig ist.

Die XIV Stationen eines Kreuzwegs werden stets wie folgt bezeichnet: I) Jesus wird zum Tode verurteilt II) Jesus nimmt das Kreuz auf seine Schultern III) Jesus fällt zum ersten Mal unter dem Kreuz IV) Jesus begegnet seiner Mutter V) Simon von Cyrene hilft Jesus das Kreuz tragen VI) Veronika reicht Jesus das Schweiß Tuch VII) Jesus fällt zum zweiten Mal VIII) Jesus begegnet den weinenden Frauen IX) Jesus fällt zum dritten Mal X) Jesus wird seiner Kleider beraubt XI) Jesus wird ans Kreuz geschlagen XII) Jesus stirbt am Kreuz XIII) Jesus wird vom Kreuz genommen und in den Schoß seiner Mutter gelegt XIV) Der Leichnam Jesu wird ins Grab gelegt.

Wir können davon nur einige, sorgfältig ausgewählte „Stillstände“ auf dem Weg betrachten.

I Jesus wird zum Tode verurteilt Der Weg beginnt mit der „Ecce Homo“-Szene: Pilatus ist als jugendlicher Römer dargestellt, in dunkler Toga reich gewandt und breitbeinig thronend; Jesus steht ihm unmittelbar nahe, hell, gertenschlank, hochaufgerichtet. Er trägt Dornenkrone und Nimbus, seine Augen sind gesenkt. Pilatus hingegen richtet seine großen, weit geöffneten Augen fragend auf den Betrachter; der helle, von Jesu Nimbus ausgehende Schein erleuchtet eine Hälfte seines Hauptes – ein edel- aber auch wankelmütiger Mensch?*

III Jesus fällt zum ersten Mal unter dem Kreuz Ein Sympathisant, anonym römischer Soldat, der auch später wieder auftritt, greift helfend ein. Er dient als Gegenspieler der Figur rechts, die mit drohend oder spöttisch belehrendem Zeigefinger hämisch auf Jesus herabblickt. Kommt uns diese Physiognomie bekannt vor? Die spitz zulaufende Kappe? Die steil geschrägten Augenbrauen, diese Nase? Hat man das nicht schon irgendwo gesehen? Nur wo?

V Simon von Cyrene hilft Jesus das Kreuz tragen Hell gekleidet und hellen Auges steht Simon auf der Seite des Guten. Simon ist ein Pilger aus der Diaspora, zum Pessachfest nach Jerusalem gekommen. Sein Gesicht spiegelt Mitleid und Schrecken. Hinter ihm ein Mann in Tunika und gestufter Kappe; ein typisiertes Gesicht zwar, doch mit eindeutigem Aus-

druck. Mit einem Seitenblick auf Jesus geht er eiligen Schrittes vorbei. Er hat den Blick des Gaffers: Die Hände, in den weiten Ärmeln des Kaftans verschränkt, bringen seine Gleichgültigkeit oder auch Zufriedenheit zum Ausdruck.

VI Veronika reicht Jesus das Schweiß Tuch Sie ist dunkel gekleidet, doch Nimbus und Schweiß Tuch führen mit der Gegenwart Jesu Licht in die Szene. Die zornige Gestalt zerzt den sich zu Veronika Neigenden gewaltsam zurück. Ist das ein römischer Soldat? Kaum, denn sein weiter Ärmel, die Augen, Brauen, Nase, Ohr und Bart suggerieren „den Anderen“. (Es ist die stärkste Szene der Begegnungen Jesu mit Frauen, die anderen fallen künstlerisch ab.)

IX Jesus fällt zum dritten Mal Johannes ist es, der dem nun auf das Gesicht Gestürzten zu Hilfe eilt. Wieder ragt dahinter die große Gestalt in ihrem weiten dunklen Mantel auf. Raupenartig, wulstreich gefaltet hängt er herab. Wie auf Station III erblicken wir die vorn spitz zulaufende Mephistokappe über der Hakennase. Jesus hat sich weiterzuschleppen. Wohin der Weg führen wird, das weist ihm und uns diese Figur unmissverständlich an.

X Jesus wird seiner Kleider beraubt Ein Soldat reißt Jesus die Kleider vom Leib; Amtsträger machen sich damit nicht gemein. So steht der Mann im dunklen Mantel schräg hinter dem leidenden Jesus, wie Mephisto hinter Faust steht, subtil höhnend. Was mag er ihm ins Ohr flüstern? „Bist du Gottes Sohn, so hilf dir selbst“?

XI Jesus wird ans Kreuz geschlagen Hier fungieren dieselben Gesellen wie Station X sie zeigt, nur dass sie ihre Plätze getauscht haben. Beide blicken auf den auf seinem Kreuz Knienden herab. Jetzt tritt der Schwarzgewandete in brachiale Aktion. Wir sehen die beiden Hände der finsternen Figur, die Jesu rechten Arm fest umklammert halten. Hier offenbart sich der Henker.

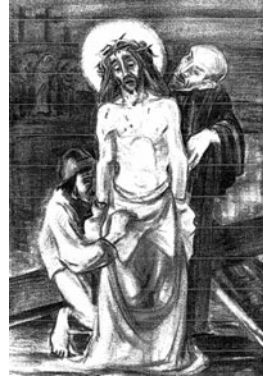
Soweit. Die letzten Stationen folgen ganz den bekannten Darstellungen, Maria und Johannes unter dem Kreuz, die Pietà und schließlich die Grablegung.

Dieser Kreuzweg dürfte für die vierziger und fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts zumindest stilistisch recht typisch sein. Die kirchliche Gebrauchskunst liebte die holzschnittartig eckig-kantig-grobe Naivität oder auch demonstrative Primitivität, bevor sie sich in den sechziger Jahre wieder davon abwandte.



III

V



Nun wurde sie wiederentdeckt. Etwas überraschend allerdings ist der geradezu hymnische Ton, in dem über den Fund und seine Ausstellung berichtet wird. Im Internet liest man, wie der Maler in die Nähe jener Künstler gehievt wird, deren Werke während der NS-Zeit als „entartet“ degradiert worden waren. So resümiert die Leiterin des Museums Rheine/Bentlage: „Bemerkenswert ist, dass der Maler expressionistische Stilelemente verwendete, deren Kunst unter den Nationalsozialisten als entartet galt und lange Zeit auf das Grausamste unterdrückt worden war ... Zwei Jahre nach Kriegsende expressionistisch zu zeichnen, war ein Statement.“ An anderer Stelle heißt es, dass Hein Nass nach dem Zweiten Weltkrieg „endlich auch seine Verehrung für die Expressionisten offen zur Schau stellen“ konnte. Darum wird sein Werk als „beeindruckend, mutig und ziemlich dickköpfig für die unmittelbare Zeit nach 1945“ bewertet. (Dickköpfig? Vielleicht aus einem anderen Grund?) Wir kommentieren das nicht weiter.**

Was dieser Kreuzweg überhaupt an Ausdruckskraft von sich gibt, das verdankt er allein seiner durchdringend judenfeindlichen Gestaltung. Nur die Physiognomie, der Ausdruck, die Haltung und das Handeln der als „der Jude“ scharf definierten Fratzen und Figuren, nur sie sind's, die der monotonen Klage der Jesusbilder und den Jesus hilflos Nahestehenden das Leben und die Dynamik einhauchen.

Betrachten wir die Gesichter aller hier Dargestellten: Wer von ihnen hat schmale und gerade Nasen? Wem ziemt eine krummen Nase? Wer hat horizontal gezeichnete Augen und Brauen? Wessen Augenbrauen stellen sich schräg und steil auf? Wer trägt Bart, wer nicht? Wer zeigt eigentlich seine Ohren, und wer scheint überhaupt keine zu besit-

zen!? Jedesmal fällt die Antwort eindeutig aus. Wer bietet immer das gleiche Antlitz? Und wer zeigt den finster lebendigen, auch im Wechsel stets wieder erkennbaren Ausdruck?

Man muss nicht lange raten, welche drei von allen Stationen des Kreuzwegs wohl im Internet unter „Hein Nass“ zu finden sind. Natürlich sind es III, IX und X. Wie könnte es auch anders sein: Die ausdrucksarmen Frauenbegegnungen eignen sich nicht, dem Künstler gerecht zu werden.

Niemand scheint zu erkennen, was dieses „große Welttheater“ ideologisch transportiert, was es seinen Betrachtern mit aller Kraft der Bosheit nahelegt. Sechsfach treten die Dunkelmänner vor das Auge – ist es stets der eine und selbe? In nur leicht unterschiedenen Larven?

Zeitgeschichtlich interessant ist, dass Rheine oder Emsbüren, Lstrup oder Irgendwo das bitterböse Schwarz-Weiß nicht sehen. Niemand hat den Teufel als Juden im „Weltgericht“ der Kathedrale von Bourges gesehen. Nein, niemand kennt mehr den Mephisto von Gründgens' „Faust“; keiner hat mehr die Fratzen des „Stürmer“ vor Augen. Wer nimmt denn wahr, wie unverhohlen die Verteufelung durch christlichen und rassistischen Juden Hass überliefert wird, un(ter)bewusst oder sogar bewusst? Von Kreuzwegstation zu Kreuzwegstation entlarvt sich der Mörder, wird der Mörder entlarvt. Sein Maler, 1903 geboren, im Weltkrieg Sanitärer, hat das 1947 nicht erkannt, wollte es oder konnte es nicht erkennen. Spekulieren wir nicht darüber – es ist die Zeit der Verstockung, der Unfähigkeit zu Einsicht und zu Umkehr. Nur will sie nicht vergehen. Sieben Jahrzehnte später ist immer noch nicht erfasst, dass dieser Kreuzweg nicht zur Selbstbefragung der Betrachter lädt. Nichts zeigt sich hier von dem Geist, an den das „Oh Haupt voll

*Die faszinierenden, geradezu unglaublichen Wandlungen des Pilatus-Bildes der christlichen Ikonographie zeichnet, eindrucksvoll bebildert und kommentiert, das Werk von Colum Hourihane nach, Leiter des „Index of Christian Art“ der Princeton University: Pontius Pilate, Anti-Semitism and the Passion in Medieval Art, Princeton 2009 (Abb. S. 1 daraus).

**Auch in der Zeit des Nationalsozialismus lebte der grobe, ‚expressionistische‘ Holzschnittstil, bei meist sehr anders gearteten Bildmotiven, ungestört weiter. Es waren aber nicht nur die oberflächlichen Stilmerkmale, die in jenen Jahren überlebten, sogar Expressionisten der ersten Generation konnten hin und wieder mit ihren Werken an die Öffentlichkeit treten. Ohne die Nachwirkung der national orientierten Expressionismus-Apologik der zwanziger Jahre wäre dies allerdings wohl undenkbar gewesen. Wie sonst hätte sich z.B. Peter August Böckstiegel, einer der Gründer der Dresdner Sektion. Gruppe 19 und einer der eigenwilligsten expressionistischen Holzschneider noch 1943 an einer Ausstellung deutscher Holzschnitte der Gegenwart beteiligen können. Und tatsächlich betont der Verfasser des Vorwortes: „Der Holzschnitt ist vielleicht diejenige graphische Technik, die sich dem deutschen Geiste am angemessensten gezeigt hat.“ Ron Manheim in: Holzschnitte des deutschen Expressionismus. Aus den Beständen der Stiftung Schloß Moyland ... Förderverein Schloß Moyland e. V., 1996, S. 27

Blut und Wunden“ erinnern wollte:

*Nun, was du, Herr, erduldet,
Ist alles meine Last;
Ich hab' es selbst verschuldet,
Was du getragen hast.
Schau her, hier steh' ich Armer,
Der Zorn verdienet hat;
Gib mir, o mein Erbarmer,
Den Anblick deiner Gnad'!*

Wie antwortet der Chor der „Matthäus-Passion“ auf die Frage der Jünger: „Herr, bin ich's (der dich verrät)?“:

*Ich bin's, ich sollte büßen ...
.....
...
Und was du ausgestanden
Das hat verdienet meine Seel.“*

Nein? Dazu ist dieser Kreuzweg nicht geschaffen worden? Wir wissen es nicht. Abwehr, Hass und Projektion leben auch andernorts weiter. Und ist nicht der Wirkungsgrad des Kreuzwegs einer lie-

benswürdigen Dorfkirche äußerst gering und nicht der Rede wert? Wozu dann sich damit befassen?

Er ist ein sprechendes Beispiel für das in tausend Formen und Gestalten versteinerte, das hergebrachte, in Hohn und Projektion erkaltete Bild des Mörders. Das Bild der Wirkung des Giftes, mit dem sich Christen und Christentum stets gerne betäubt haben. Es ist nur eins der Beispiele der stetig träufelnden Lähmung, die zur Gleichgültigkeit angesichts Verachtung, Entrechtung, Entmenslichung und dem Morden geführt hat.

Auf vielerlei Weisen wird das Gift weitergeschwemmt, kaum beachtet und deshalb umso wirkungsvoller abgelagert. Da mögen sich die Kirchen seit Jahrzehnten um die Enthärtung der Herzen mühen, doch dringen sie oftmals noch nicht zu ihnen durch. In unsres Herzens Grunde ruht, wenn auch besänftigt, die christliche Feindseligkeit, dem rassistischen Juden Hass bildlich vermählt. Ihrer beiden Bilder finden sich ihre Orte und wissen sich zu wandeln. Hier sind die Spitzkappen, die schrägen Brauen, die fleischigen Ohr- und Augenwülsten zu Kreuzwegfiguren geworden. Was ist ihr zeitgeschichtliches Interesse? Dass wir Ohren haben aber nicht hören, Augen, aber nicht sehen. *mb/as*

Bogumil Goltz und die Juden

Andreas Koerner

Ludwig Greve, Bibliothekar des Literaturarchivs in Marbach am Neckar, berichtete von einem Gespräch mit Eduard Berend, dem großen Jean-Paul-Kenner, der ebenfalls im Marbacher Literaturarchiv arbeitete. Greve schrieb: „*Ich vergesse die Antwort nicht, als ich ihn fragte, ob ein Autor, ich glaube, es ging um Kleist, Antisemit gewesen sei. Er sah mich kurz an und sagte: „Das waren doch alle, selbst Goethe.“ Aber nicht Jean Paul, möchte man hinzufügen.*“¹ Hinzuzufügen ist auch Bogumil Goltz. Jedenfalls sind Juden auffallend häufig Thema in seinen literarischen Aufzeichnungen. Bogumil Goltz war 1801 in Warschau geboren und 1870 in Thorn an der Weichsel gestorben. Besonders geschätzt wird der Autor für sein autobiographisches „Buch der Kindheit“. Es erschien erstmals 1847 und erlebte mehrere Neuauflagen. Die letzte kam

1964 im Kösel-Verlag in der Reihe „Lebensläufe“ heraus. Dort gibt es auf den Seiten 236 bis 239 einen Abschnitt, der den Titel trägt „Der Pindeljude“. Dazu merkt Friedhelm Kemp, der Herausgeber dieser Ausgabe, an: „*jüdischer Hausierer, der seinen Kram in einem Pindel [auch Pungel, Püngel, Pingel, Pündel = Bündel, kleines Pack] auf dem Rücken trägt.*“² Jüdische Hausierer gab es in vielen Gegenden Deutschlands. So schrieb Peter Huchel von Sulzburg in Baden, dass dort seit Generationen Juden nicht nur als Viehhändler, Weinhändler, Brotbäcker gelebt hätten, sondern auch als „*Hausierer, die Tragekiele auf dem Rücken, mit allerlei Kleinkram bepackt: Schnürsenkel, Nähgarn und Bänder, Kräutertee, Streichhölzer und Kerzen, Mäusfallen und Filzpantoffeln. Von Haus zu Haus zogen sie durch die Dörfer, meist waren sie sechs Tage*

unterwegs, um dann zum Sabbat zurückzukehren.“³ Ein Jude konnte also alles mögliche in seinem Pindel mit sich tragen. In „Der Pindeljude“, geschrieben in einem üppigen, wortreichen, fast barock anmutenden Stil, gesteht Bogumil Goltz einen Diebstahl: „Auch ich habe, auf einem Jahrmarkt in Königsberg, in meinem sechsten Jahr, einem Pindeljuden ein solches Spiegelchen, wie es die Dienstboten heute noch für zwei Silbergroschen kaufen, mit der Piffigkeit und Gewandheit fortgemauset, deren auch die liebe Unschuld fähig ist, wenn sie sich einmal mit bösen Leidenschaften alliiert.“ Dieser Diebstahl belastete sein Gewissen, wie er nachfolgend schrieb: „Die Geschichte blieb meinen Pflegeeltern durch geschickt erfundene Lügen verborgen, aber meinem Gewissen hat sie eine Unruhe gemacht, von der ich leider nicht sagen kann, ob sie mehr Glückseligkeit oder Schmerzen in sich barg!“ Vielleicht war das schlechte Gewissen des jungen Bogumil Goltz ein Motiv, den Juden sozusagen zum Ausgleich Sympathie entgegenzubringen. Der Autor drückt das so aus: „Der Beraubte war, wie ich schon bemerkt, ein Pindeljude, und sei es nun, weil ich mich gegen alle Pindeljuden wegen des einen verschuldet fühlte, oder weil diese armen Teufel so poetisch durch Flur und Wald, über Berg und Tal wandeln, und den eigentlichen Extraktivstoff des jüdischen Charakters und somit den ewigen Juden und ein hausierendes Stück der Welt- und Gottesgeschichte repräsentieren, oder weil sie eben ein Pindel herumtragen, genug, ich fasste seit dieser Zeit noch eine entschiedenere Vorliebe für diese schachernden Kinder Israels als bis dahin und sympathisierte in dieser Zärtlichkeit für das Volk Gottes auf das vollkommenste mit allen Knechten, Mägden und Bauersleuten im Dorf.“ In den entlegenen Dörfern haben Pindeljuden wohl eine Marktlücke ausgefüllt. Bogumil Goltz scheint sich gern mit den jüdischen Wanderhändlern unterhalten zu haben. So schreibt er: „Wie oft fand ich wandernde Handel-Juden in einem polnischen Dorfkrug – und wie prächtig habe ich mich mit diesen armen Teufeln unterhalten! wie beschämte mich ihre Lebens-Philosophie, ihre Bescheidenheit und Resignation.“⁴

Die polnische Hauptstadt war reich bevölkert. Auch viele Juden lebten in Warschau, allerdings unter sehr unterschiedlichen und wechselhaften Bedingungen. Jan Jagielski skizziert vier verschiedene Phasen. Die zweite lässt er 1806 beginnen, als War-



„Lichtbenschken“, am Freitag Abend (Ost und West 1906, Sp. 98). Die Frau des Hauses entzündet die Sabbatkerzen und spricht den Segen.

schau zum Großherzogtum von Napoleons Gnaden wurde: „Das zweite Stadium war eine Zeit der gezwungenen Ortswechsel von einer Stelle zur anderen und der langsamen Bildung eines Judenviertels im Warschauer Norden.“⁵ 1809 wurde dann ein Dekret erlassen, nach welchem im Norden ein sogenanntes jüdisches Viertel eingerichtet werden sollte und den Juden verboten wurde, in bestimmten Straßen zu wohnen.⁶ 1817 war Bogumil Goltz drei Monate in Warschau. Während dieser Zeit verfasste der 16jährige einen ausführlichen Bericht über die Stadt.⁷ Darin geht er auch auf die Situation der dort lebenden Juden ein.⁸ Diese Ausführungen mögen für den Historiker nützlich sein. Für das persönliche Verhältnis unseres Autors zu den Juden geben sie allerdings nichts her. Man kann sich jedoch vorstellen, dass Goltz damals auch Eindrücke gewonnen hat, die er zu folgendem Porträt einer jüdischen Trödlerin verarbeitete:

„Wer einen Begriff haben will, wie die menschlichen Tugenden mit Gebrechen und Gemeinheiten zusammengebraut sein können, der muß ein armes Judenweib studiren. Ich kenne in Warschau eine armselig alte Trödlerin, klein, alt, trübselig, zum Umfallen schwach, die in den Häusern hausiren geht. Dieselbe ernährt eine große Familie von Kindern und Enkeln, lebt von Brot und Grütze, traktirt sich mit einem halben Hering und ein Paar Zwiebeln, die sie in der Tasche trägt, und zu den Brotrinden mit zahnlosem Munde klein kauen muß. Sie geht mit Lumpen behängt mit einer alten Haube im Winde und Regen; patscht mit zerrissenen Schuhen und hackenlosen Strümpfen durch den tiefen Herbstschmutz; steigt alle Treppen der Häuser bis zum Boden hinauf, mit kurzatmiger Brust; spricht



Polnische Jüdin.

Ost und West (1906), Sp. 97.



Melamed.

Ost und West (1906), Sp. 95.

odemlos geworden, nach kürzester Frist eine halbe Stunde fast ohne Pausen fort; schleppt dabei eine Kleidermasse mit sich fort, die zwei Schränke füllen könnte; trägt obendrein alte Stiefeln, Westen und einen ausrangierten Kastorhut in den Händen, falls sie nicht mit einem Messingkessel, einem Plätteisen, einem Mörser, oder einer geflickten Kasserole entfiert ist. – Ihre Behausung besteht in einem Bodenraum oder Keller; ihre Schlafstelle in einer wankelmütigen Bettstelle mit einem Strohsack und einem alten unbezogenen Federsack als Deckbett, von dem die Federn so frei in der Luft herumfliegen, daß, wenn sie nicht abgerichtet sind, sich wieder an Ort und Stelle einzufinden, unbegreiflich bleibt, wie das Bett acht Tage lang ein solches bleiben kann. Und dieses elende, siebenzig Jahre alte Weib, welches täglich zwölf Stunden stehend und gehend, auf ihren vertrockneten, in die Knie sinkenden Beinen zubringen, und mitunter halsbrecherische Kletterkunststücke auf Hinterhöfen, über Wagendeichseln und in Speichern über Waaren-Ballen und Tonnen exerzieren muß – ist glücklich und humoristisch, wenn sie für die Nachkommenschaft das tägliche Brot erwirbt; wenn ihr Enkelchen und Urenkelchen bei bitterer Herbstkälte, in zerrissenen schmutzigen Hemden und Hemdsfragmenten entgegenspringen; – wenn sie mit Nachbarn und Verwandten „debern“ und ein gemütliches „Gesäuer“ verführen, wenn sie mit ein Paar erüberten Groschen den Schabbes zurüsten, und den siebenarmigen Messingleuchter mit kurzen Pfenniglichtern bestecken kann. – Und wenn ihr Gott ganz gnädig sein soll, so muß sie einen Gulden erspart haben, mit dem sie sich zu einer gewissen Zeit auf eine Marktfuhre verdingt und eine Reise von drei Meilen thut. Auf dieser Exkursion hängt dies Wrack von einem gichtbrüchigen, verwitterten und in lebenslänglichen Hungerkuren großgezogenen Weibe rückwärts auf einer Herings-tonne, oder auf einem spitzklumpigen Waarensack. Die Beine dürfen ihr mit bloßen Knien herabbau-meln: sie aber leidet keine Unbequemlichkeit und keinen Schmerz. Sie nimmt Alles mit allerbesten Laune wie es kommt: Regen, Schnee, Umgeworfenwerden, Fußmärsche, auch zufällige Peitschenhiebe: denn ein Gedanke, e i n e Empfindung beherrscht alle ihre Empfindungen und entzieht dem Körper das Gefühl: Die Jüdin hat in ihrem Marktkorbe eine alte „Festgans“, die sie ihrer armen Lieblingstochter und ihrem zerlumpten Schwiegersohn zum Geschenk mitbringt. Und daß diese Gans, den Weg si-

cher und unversehrt zurücklegt, ist ihre Sorge; andere Reiseabenteuer tangiren sie nicht. Und diese Heldin wird dann eines Tages, wegen großer oder kleiner Polizeiwidrigkeiten, die ihr die Noth diktirt hat, abgeurteilt, und beschließt ihr Märthyrerthum wie ihre Praktiken unter Missethättern, mit einem Not-schrei zu Jehova; während betrügerische oder muth-willige Banqueruttirer, ähnlich dem Vogel Phönix aus der Asche verjüngt, wieder erstehn, weil sie bebildete, umsichtige und förmliche Schurken, – weil sie Spitzbuben mit Schulkenntnissen, mit den gesetzlichen Bestimmungen vertraute Leute sind, denen selbst die Jury schon um deswillen nicht alle Sympathien versagen kann, da sie Leute in ihrer unschuldigen Mitte birgt, welche nicht wissen, wie rasch ihnen selbst etwas Menschliches passiren kann!“⁹ Dieses Porträt der Trödel-Jüdin ist nur ein Teil der Kapitel über die Juden in dem Buch „Der Mensch und die Leute. Zur Charakteristik der barbarischen und der civilisirten Nationen.“ Es finden sich darin beispielsweise auch Gedanken des Autors zum jüdischen Witz und zum jüdischen Gottesdienst. Als eine Art Fortsetzung zum „Buch der Kindheit“ veröffentlichte Bogumil Goltz in mehreren Bänden sein „Jugendleben“. Im vierten Band gibt es eine gemüthvolle Schilderung über die Integration eines Sohnes Israels in die ländlichen Verhältnisse. Die Hauptfigur ist ein Onkel, „der die Judenwirthschaft mit der herzlichsten Theilnahme und Aufmerksamkeit verfolgte“.¹⁰ Einen Teil seines Lebens hatte Bogumil Goltz in verschiedenen Orten Westpreußens verbracht. In den Jahren 1833 bis 1847 in dem Städtchen Gollub an der Drewenz, das von deutschen, polnischen und jüdischen Menschen gleichzeitig bewohnt war. 1847 zog er nach Thorn. Dort lernte er jüdische Kaufmannsfrauen kennen.¹¹ Sie waren kulturell äußerst aufgeschlossen und bedeuteten ihm viel als Freundinnen und anregende Gesprächspartnerinnen auf gleicher Augenhöhe. So schreibt er beispielsweise folgende Widmung in ein Exemplar eines seiner Bücher: „Seiner herzensdelikatsten, edel denkenden, still dichtenden Freundin Johanna Neumann giebt der Autor dieses Buches zur Erinnerung an viele, herzensseitig verhedderten und humoristisch versöhnten Diskussionen, die hier im Druck verhandelt sind. – Bei bloßem Eifer und krausen Humoren ist [es] aber zwischen uns Beiden nicht verblieben. Meine ruhig anmuthige Opponentin, welche sich weder das Judenthum noch die neuen Weltgeschichten

1 Ludwig Greve: Mit einer Verbeugung vor Eduard Berend, in: ders. Ein Besuch in der Villa Sardi. Porträts, Gedenkblätter, Reden. Warmbronn: Keicher 2001, S. 71.

2 Bogumil Goltz: Buch der Kindheit. München: Kösel 1964, S. 323.

3 Peter Huchel: Der jüdische Friedhof von Sulzburg, in: Peter Huchel, hrsg. v. Axel Vier-gegg. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1986, S. 21 (Suhrkamp Taschenbuch 2048)

4 An den Schriftsteller Max Kurnick (1817–1881), Thorn, 22. V. 1865. 4 Seiten. Doppelblatt (aus dem Antiquariatshandel).

5 Jan Jagielski, in: Jewish Sites in Warsaw. Warsaw 2002. 80 S.: „The second stage was a time of forced moves from one place to another and the slow formation of a Jewish district in the north part of Warsaw.“ (S. 9)

6 Jagielski: „Decree on the establishment of the so-called Jewish Quarter in the northern district by introducing restricted streets where Jews were not allowed to live.“ (S. 24)

7 Abgedruckt im Anhang von: Weronika Jaworska: Der Thorner Schriftsteller Bogumil Goltz im Spiegel seiner Lebenserinnerungen. Torun 1986, S.151–166

8 Ebenda S. 156.

9 Bogumil Goltz: Der Mensch und die Leute. Berlin: Duncker 1858. S. 428/429/430. Joachim Schondorff zitierte diese Passage – unverständlicherweise unvollständig – in seinem Text „Überall ist Kindheit. Bogumil Goltz oder der romantische Reaktionär, in: ders.: Ein Bündel Modellfälle. Wien 1981, S. 93–106.

10 Bogumil Goltz: Jugendleben. Band 4. 2. Aufl. Leipzig: Brockhaus 1865, S. 117.

11 Arthur Semrau: Bogumil Goltz und die Frauen, in: Mittheilungen des Copernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst in Thorn. 34 (1926) S. 84–95.

12 Ebenda S. 90.

13 Ungarisch-jüdische Wochenzeitung Nr. 12 v. 23. März 1871, S. 103–104 (Hinweis durch Konrad Koerner).

schelten lassen will, hat trotz aller Nervenschwäche, Sanftmuth und Humanität ihren eigenen Kopf und ihre wohlgepanzerte Dialektik von Zehntausend Drahtingen, die man Alle einzeln zerbrechen muss, falls man damit fertig werden kann.“¹² Bogumil Goltz starb am 11. November 1870 in Thorn. Im März des folgenden Jahres erschien in der Ungarisch-jüdischen Wochenschrift ein Nachruf von Rudolf Bacher, in welchem sein besonderes Verständnis für jüdisches Leben und seine jüdischen Mitmenschen gewürdigt wird, auch wenn der heutige Leser bei dieser Einschätzung gelegentlich seine Anfragen haben wird: „Der jüngst verstorbene berühmte Schriftsteller Bogumil Goltz, dieser unnachsichtige Geißler moderner Thorheiten und Schwächen, läßt in seinem Buche: ‚Die Bildung und die Gebildeten. Eine Beleuchtung der modernen Zustände.‘ (Berlin 1864) folgende Äußerung über das jüdische Volk fallen, die um so beachtenswerter ist, als Goltz ein guter Christ war und in seiner Weltanschauung dem Christenthum eine sehr bedeutende Stelle einräumt. Da meines Wissens bisher diese Stelle (im II. Bde S. 41 f) nirgends hervorgehoben wurde, möge sie in den Spalten der ‚Ungar. – jüdischen Wochenschrift‘ den verdienten Platz erhalten: ‚An den Juden können wir die Einwirkung der Naturell-Praxis, der realistischen Lebensart, der Selbsthülfe, der Glaubens-Genossenschaft, des instinktmäßigen Vereins-Wesens, der Selbstbelehrung, der Selbsterlösung, der, durch eigene Verdienste erworbenen Stellung und des Kampfes mit dem Welt-Vorurtheil studiren. – Der Jude leidet unter dem Übermuth und dem Vorurtheil des Christen, darum fehlt ihm so oft Harmonie, Haltung und Unbefangenheit. Er rächt sich oft durch Dreistigkeit und Übermuth, wenn er die Machtstellung des Reichthums erwirbt, und durch dreisten, kaustisch-cynischen Witz, wenn er arm und halbgebildet ist. Er entschädigt aber den Christen durch eine dienstbare Gefälligkeit, deren Untergrund ein leichter Sinn, natürliche Mitleidenschaft und ein liebenswürdiger Naturalismus ist. – Die Jahrhunderte haben aus der unfreien Stellung und Stimmung des Juden mehr Tugenden und Talente als böse Eigenschaften entwickelt, diese Thatsache ist das schlagendste Zeugnis für den guten Grund des jüdischen Gemüths. – Der gebildete Christ produziert bei Armuth und untergeordneter Stellung mehr Gift und Neid als der Jude, schon weil ihm weder der behende Witz, noch die gewandte Praxis, letztlich auch nicht die natürliche

Leichtfertigkeit, Leidenschaftlichkeit und Widerstandsfähigkeit des Juden eigen ist.‘ Der Kenner wird wissen, was bei diesem Urtheil der eigenthümlichen Anschauungsweise und dem barocken Ausdrücke G’s zuzuschreiben ist.“¹³

Unser Autor ist Lokalhistoriker, Vorstand des Kultur-Historischen Vereins Borbeck e.V. und engagiert sich beim Historischen Verein Essen für „Stolpersteine“.



Betender Jude,
Ost und West (1906), Sp. 94



Regina Mundlak (1887–1942),
Ost und West (1913), Sp. 290

„Im Namen eines hervorragend talentierten Mädchens“, gemeint war die fünfzehnjährige Regina Mundlak, schrieb E. M. Lilien 1902 einen offenen Brief an die Zeitschrift „Ost und West“, in dem er markant und an ihrem Beispiel die mangelnde Unterstützung jüdischer Künstler kritisierte. Max Liebermann (Kalonymos 2011.2) übernahm die Kosten ihrer Ausbildung, der bekannte Grafiker Hermann Struck würdigte ihre Fähigkeiten, bei ihm und Lovis Corinth lernte sie. Sie hatte Ausstellungen in Deutschland, konnte hier aber ihren Lebensunterhalt nicht sichern und eröffnete später ein Atelier in Warschau. Ihre Sujets betreffen das Milieu, das uns auch die Textpassagen Bogumil Goltz’ vor Augen führen, so dass wir hier gerne zur Illustration ihr Werk heranziehen und vor allem auch die Gelegenheit ergreifen, an sie zu erinnern. Regina Mundlak wurde vor siebzig Jahren, soweit man heute weiß, 1942 aus dem Warschauer Ghetto nach Treblinka verschleppt und dort umgebracht.

hl

„Bund des Lebens“ in Schmalkalden

Nathanja Hüttenmeister

Das thüringische Städtchen Schmalkalden ist bis heute bekannt durch den 1531 geschlossenen „Schmalkaldischen Bund“, der Vereinigung lutherischer Fürsten zur Verteidigung ihres Glaubens gegen Kaiser und Rom, der 1546/47 in den Schmalkaldischen Krieg gegen Karl V. gipfelte. Bereits damals lebten einzelne Juden in Schmalkalden und spätestens Anfang des 17. Jahrhunderts gründeten sie hier eine Gemeinde und legten einen Friedhof an. Die Reste dieser langen jüdischen Geschichte sind bis heute sichtbar – zwar nicht zahlreich, aber doch eindrucksvoll und passend zum „Stil“ der einstigen fürstlichen Residenzstadt mit seinem prunkvollen Renaissanceschloss Wilhelmsburg aus dem Jahr 1590.

Doch der alte jüdische Friedhof wurde 1962 abgeräumt – er sollte der Stadtentwicklung weichen. 108 Steine wurden damals auf den neuen jüdischen Friedhof am Eichelbach versetzt. Herausgerissen aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang, stellte

man sie in sieben langen Reihen auf einer leicht abfallenden Wiese auf, neben den fünfzig jungen Bestattungen, die seit Ende der 1890er Jahre hier angelegt worden waren. Ein wuchtiger Gedenkstein erinnert an die Umsetzung, immerhin.

Neben kleinen Stelen mit Rundbogen stehen Barocksteine mit aufwändigem Schmuck, frisch restaurierte Grabmale leuchten neben völlig verwitterten Steinresten im Boden. Es bedarf eines zweiten und eines dritten Blicks um zu erkennen, dass sich hier ein wahres Kleinod jüdischer Bestattungs- und Gedenkkultur verbirgt.

Der älteste erhaltene und sicher datierbare

Grabstein wurde 1629 für Frau Ella, Tochter von Jehoschua¹ gesetzt. Seine fast expressiven erhabenen hebräischen Lettern füllen das gesamte, nach mittelalterlichem Vorbild in einzelne Schriftbänder unterteilte Schriftfeld. Als Einleitung in die Inschrift wählte man ein Zitat, das mit dem Namen spielt: „Ella“ entspricht in seiner Schreibweise dem hebräischen Wort ‘ala, „aufsteigen“, hier „emporheben“: *Der hinablässt in das Totenreich, also Gott, wird (sein Wort) erfüllen: Und auch ich werde dich emporheben*. Das Zitat, in der Genesis (46,4) im Kontext der Geschichte über Josefs Zug nach Ägypten, ist hier als Ausdruck der Hoffnung auf die Wiederbelebung am Ende der Tage zu sehen. In seiner Kombination mit dem folgenden Zitat aus den Sprüchen der Väter (5,21) spielt es gleichzeitig auf das hohe Lebensalter Ellas an, so dass die vierte Zeile der Inschrift doppelt gelesen und verstanden werden kann: *...emporheben zur Stärke – zum hohen Alter von 80 Jahren*.



Wie seit Jahrhunderten üblich diente diesem Grabstein die Kalligrafie als einziger Schmuck. Unübersehbar ist dagegen der prachtvoll ausgeschmückte Barockstein der 1750 gestorbenen Hindle, Tochter des seligen Meierl Schmalkalden (0029). Die junge Frau starb am Vortag ihrer Hochzeit – und in ihrer tiefen Trauer errichtete ihre Familie einen Grabstein, der alles bisher hier Bekannte übertraf: Auf der Vorderseite steht die in erhabenen Lettern ausgehauene Inschrift unter einem großen Blumenornament im mehrfach geschweiften Giebel und ist von Blütenranken umrahmt. Ungeachtet des ausladenden Schmucks be-

stimmt hier auf klassische Art und Weise die hebräische Inschrift die Wirkung des Steins: Die sehr sorgfältig gearbeiteten Buchstaben zeigen eine höhere Plastizität. Nicht so die Rückseite des Grabmals: Hier rahmen die sehr viel stärker herausgearbeiteten Rocailleformen ein bekröntes Medaillon mit einer Brustbilddarstellung der allzufrüh Verstorbenen! Das ist eine große Rarität auf jüdischen Friedhöfen, vor allem im 18. Jahrhundert. Man vermied die Abbildung von Menschen. Über dem Kopf des jungen Mädchens schwebt eine Krone, das Hochzeitsdiadem symbolisierend, das ihr zu Lebzeiten nicht zu tragen vergönnt war. Ihr Bild wird umkränzt von einem aramäischen Zitat: *Wehe über diese Schönheit...*, dessen Fortsetzung: *die im Staube vergeht*, jeder kundige Besucher des Grabes in Gedanken ergänzen wird.

Die Inschrift auf der Vorderseite nannte bereits die wichtigsten Daten, den Namen, den Vatersnamen, das Sterbedatum, den Hinweis, dass Hindle als jungfräuliche Braut starb, eingeleitet von biblischen Zitaten als Ausdruck fortdauernder Trauer: *Über diese erhebe ich Trauergesang als Klage, zu singen von Jahr zu Jahr...* Der rückseitige Text kann als Fortsetzung oder auch eigenständig gelesen werden. Erneut wird berichtet, dass Hindle am Tag vor ihrer Hochzeit starb. *So verkehrte sich die Freude ihrer ganzen Familie in Kummer und Schmerz*. Die Inschrift schließt mit dem Begräbnisdatum.

So besonders und einzigartig dieser Grabstein uns heute auch erscheint, so könnte er doch in einer gewissen Tradition stehen. Denn er ist hier nicht der einzige mit einer figürlichen Darstellung: Zwischen den alten Denkmälern steht ein unscheinbarer Stein mit dreibogigem Abschluss, heute völlig verwittert und schriftlos, nur von Eisenstangen aufrecht gehalten (0061). Zufällig erreichten uns während der Dokumentationsarbeit historische Fotografien der Grabsteine aus Privatbesitz, aufgenommen 1962, vermutlich kurz nach der Umsetzung der Male. Eines dieser Fotos zeigt auch jenen kleinen Stein: Ein Teil der Schriftfläche ist bereits abgeplatzt, die Inschrift nur noch bruchstückhaft erhalten. Doch mittig vor die Schriftfläche gesetzt erhebt sich die fast vollplastisch herausgearbeitete Figur eines lächelnden kleinen Knaben. Der Zwei- bis Vierjährige trägt eine Kopfbedeckung, eine runde Kappe, die vor dem Bauch verschränkten Händchen halten einen verwitterten und nicht mehr sicher identifizierbaren Gegenstand, vielleicht ein



Buch, vielleicht aber auch ein Spielzeug.

Bei der „Beräumung“ 1962 war die Inschrift weitgehend zerstört, immerhin lässt die alte Aufnahme noch das Sterbejahr erkennen: Es ist jüdisch das Jahr (5)460, d.i. Jahr 1699/1700 der geläufigen Zeitrechnung.

Ungeachtet solcher seltenen Darstellungen von jung Verstorbenen blieb hier wie andernorts bis

weit ins 19. Jahrhundert hinein die hebräische Schrift das vorherrschende Gestaltungsmerkmal. Ein gelungenes Beispiel der Kombination einer aufwändig komponierten hebräischen Grabchrift mit ihrer gestalterisch durchdachten und bis ins Detail stimmigen Wiedergabe ist der Nachruf für die 1848 gestorbene Rachel (0048). Die hohe Stele mit ihrem ausladend geschweiften Abschluss ist im Giebfeld mit einer großen reliefierten Sonnenblume geschmückt. Weit eindrucklichere Plastizität besitzen jedoch die sorgfältig gearbeiteten erhabenen Lettern des folgenden, die gesamte Schriftfläche füllenden hebräischen Textes. Er setzt ein mit einer bogen-



förmig über die Eulogie geschriebenen Einleitungsformel. Die folgende Zeile beginnt ein Akrostichon: Durch größere Buchstaben hervorgehoben liest man jeweils in den ersten Worten zu Beginn der folgenden zehn Zeilen den vollständigen Namen: *Rachel Sara, Gattin des geehrten Meisters, des Herrn Menachem Mendle, Tochter unseres Lehrers, des Meisters, Herrn Jaakow, ihrer (beider) Andenken sei zum Segen.* Hier wurde also nicht wie sonst häufig nur der Name in seinen einzelnen Buchstaben von oben nach unten an den Anfang der Zeilen gesetzt, sondern ganze Namen und Worte, was natürlich ihre sinnvolle Einflechtung in die folgenden Sätze des Lobes sehr viel anspruchsvoller und komplizierter macht, soll kein ungeordnetes Wortgelingen entstehen. Dies ist hier durchwegs gelungen; nur „Mendle“, den „deutschen“ Alltagsnamen des Gatten, musste man in zwei Silben trennen, um ihn aus hebräischen Worten neu zusammen zu setzen. Das lange Akrostichon ist kunstvoll in die Eulogie eingewebt, die die Wohltätigkeit der Verstorbenen hervorhebt. Teilweise aus Schriftzitaten zusammengesetzt, weist die Lobrede von der ersten bis einschließlich zwölften Zeile einen durchgehenden Endreim auf, der auch sichtbar gemacht wird: Am Ende der 7. Zeile, etwas abgesetzt vom vorstehenden Text, befindet sich eine durch etwas größere Buchstaben hervorgehobene Silbe, die mit feinen Linien mit den Enden der anderen Zeilen verbunden ist. So wird deutlich gemacht, dass diese Silbe am Ende jeder Zeile mitgelesen werden muss. Eingebettet sind die Linien in das die Inschrift umgebende Rankenwerk, dessen Gestaltung in den Abkürzungszeichen innerhalb der Inschrift wieder aufgenommen wurde. Der Eulogie folgt das Sterbedatum, bei dem die Buchstaben der Jahreszahl und dem folgenden *der Zählung* (d.h. der üblichen „kleinen Zählung“ unter Wegfall der Tausender) wiederum durch größere Buchstaben hervorgehoben wurden, denn sie ergeben, zusammen gelesen, noch einmal den Namen Rachel. Möglicherweise vertauschte hier der Steinmetz die Reihenfolge der Worte, denn mit einer leichten und inhaltlich sinnvollen Umstellung hätte sich auch diese Zeile in den durchgehenden Endreim einbinden lassen. Die Inschrift schließt – wiederum in größeren Buchstaben mittig unter der Inschrift – mit der gängigen, abgekürzten Segensformel nach 2 Samuel 25,29, wie sie sich seit dem späten Mittelalter fast ausnahmslos durchgesetzt hat: *Ihre Seele sei eingebun-*

den in das Bündel des Lebens – oder auch „Bund des Lebens“.

*Hier ist verborgen und geborgen die angesehene und aufrechte Frau,
Rachel Sara, und wie die übrigen Erzmütter war sie achtsam mit den Geboten,
die tüchtige Gattin, mit Liebeswerken war sie ständig beschäftigt,
wie die Berge Gottes ihre Wohltaten, einen namhaften Betrag verteilte sie den Armen,
tröstend mit erklärenden Worten denen, die das Brot der Mühsal aßen,
sie kasteite ihren Leib mit Fasten und ihr Herz von früh bis spät,
Bedürftige unterstützte sie und kam ihnen zu Hilfe,
Tochter eines gelehrten Schülers, groß und weitbekannt in der Tora,
von denen, die die Berge Gottes entwurzeln und zermahlen durch Erläuterung,
Jaakow, ein lauterer Mann, der in den Zelten weilt in Zierde,
ihr seliges Andenken war stets in ihren Gedanken,
(am) 3. Elul, dem Rüsttag des heiligen Schabbat,
ging aus ihre Seele in Reinheit,
608 der Zählung wurde sie begraben.
Ihre Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens*

Dieser Stein ist der jüngste von insgesamt sieben erhaltenen, die einen optisch hervorgehobenen Endreim aufweisen. Sie datieren aus dem Zeitraum zwischen 1799 und den 1840er Jahren. Drei von ihnen lassen sich einer Familie zuordnen: der im Stadtteil Näherstille alteingesessenen Familie Jacob. In Näherstille war 1740 Ruben, Sohn des Juda Jacob geboren worden. Nach dem Tod seiner ersten Gattin Jitle 1799, verfasste man für sie eine dieserart gestaltete Inschrift, desgleichen für Ruben 1833. Als 1845 Rubens Sohn Joseph aus seiner zweiten Ehe im jungen Alter von 38 Jahren dahinschied, griff man wieder auf diese Tradition, den Endreim visuell hervorzuheben, zurück. Inzwischen waren jedoch neue Grabsteinformen in Mode gekommen: Statt einer Stele errichtete man für Joseph Jacob einen gesockelten Quader (0212), der von einem etwas seltsam anmutenden, reliefierten Gebilde gekrönt ist, vermutlich einer stilisierten „ewigen Flamme“. Auf drei Seiten beschriftet,

nennt die Vorderseite unter der üblichen Einleitung den jüdischen Namen, gefolgt von einer vierzeiligen Eulogie auf der linken Seite. Wie beim Grabstein des Vaters, wird auch hier der Endreim optisch verdeutlicht. Aus Platzgründen gelangte jedoch die abschließende Silbe auf die Rückseite, so dass sich das Stilmittel nicht sofort erschließt. Darunter folgen das Sterbedatum und der abschließende Segenswunsch.

Zwei vergleichbare, mehrseitig beschriftete Quader waren im Jahr vor Joseph Jacobs Tod gesetzt worden: die Denkmale für den 1844 verstorbenen Gastwirt Michel Mandel und seine 1845 verstorbene Frau Jette. Mit Michel Mandels Stein (0113) ging man nicht nur hinsichtlich der Gestaltung neue Wege: Sein Grabmal trägt auch die älteste in Schmalkalden erhaltene deutsche Inschrift: Drei knappe Zeilen mit dem bürgerlichen Namen und dem Sterbedatum unter einer hebräischen Einleitung. Die aber wird auf den folgenden beiden Seiten jeweils einzeilig mit einer hebräischen Inschrift fortgesetzt, die den synagogalen Namen und das Sterbedatum nach dem jüdischen Kalender nennt. Damit hätte man es bewenden lassen können. Offensichtlich aber wollte man sich nicht von der neuen Gestaltungsform in Hinblick auf die hebräische Eulogie einschränken lassen. Und da der Platz, den die Schriftflächen boten, schmal und begrenzt war, ließ man auf den zwei Flächen unter der einzelnen hebräischen Zeile je vier Zeilen lobenden Charakters von oben nach unten verlaufen. Dies wirkt zwar irritierend und nicht gerade lesefreundlich, hat es aber dem Steinmetz ermöglicht, durch die Betonung der langgezogenen Endbuchstaben nicht nur die Reihen gleichmäßig zu füllen, sondern auch den Endreim visuell klar hervorzuheben.

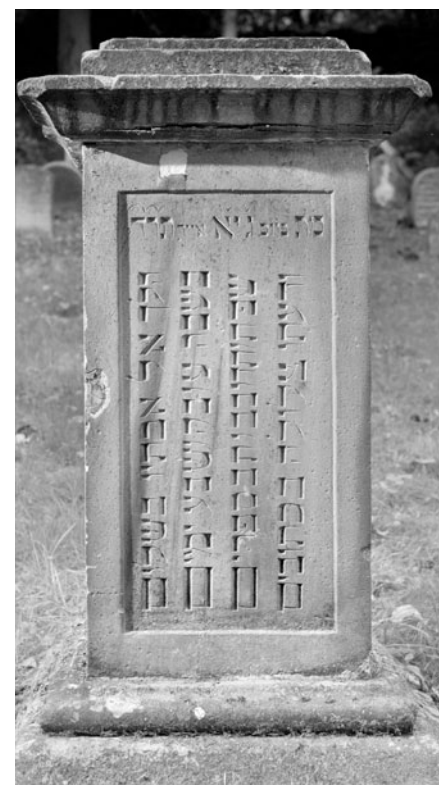
Das letzte Grabmal dieser Art gilt 1851 Moses Plaut, Onkel von Joseph Jacob. Sein Obelisk (0115) samt rosettenverzierten Aufsatz ist auf allen vier Seiten beschriftet. Vorn findet sich eine kurze, aber vollständige hebräische Inschrift mit Einleitung, Name und Sterbedatum. Segensformel und Eulogie sind zeilenweise auf die weiteren drei Seiten verteilt. Und so muss man, will man diesen Nachruf in der rechten Reihenfolge lesen, das Denkmal gleich sechsmal umrunden.

Die Versiegelung des alten Friedhofsgeländes hinter dem ehemaligen jüdischen Schulhaus an der Näherstiller Straße, das jahrzehntelang als Park-

platz eines Supermarkts gedient hatte, wurde inzwischen aufgehoben. Unter einer mächtigen Eiche, in deren Schatten die alten Grabsteine die Jahrhunderte überdauerten, erstreckt sich heute eine Wiese. Nun gibt es Pläne, das alte Schulhaus und das Friedhofsgelände zu sanieren und vielleicht einen Teil der alten Grabsteine wieder am historisch ursprünglichen Ort aufzustellen, um die Bestimmung der ehrwürdigen Stätte kenntlich zu machen und ihm ein Gesicht zurückzugeben.

Durch die dank des Thüringischen Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologie ermöglichte Dokumentation der Denkmale des alten wie des jüngeren Schmalkaldener jüdischen Friedhofs und deren Edition in ‚epidat‘ möchten wir dazu beitragen, dass die Schönheit und Würde dieser Stätte und ihrer Zeichen erhalten und gewürdigt werden – ein deutsch-jüdisches Mosaik im Bild schmalkaldischer Geschichte.

1 Digitale Edition - Jüdischer Friedhof Schmalkalden (17. Jhd.–1939/ 159 Einträge): Inv.-Nr. 0027. URL: <http://www.steinheim-institut.de/cgi-bin/epidat?function=Ins&sel=smk&inv=0027> (2013-02-14). Alle weiteren besprochenen Steine sind anhand ihrer Inventarnummer ebenfalls dort abrufbar.



Die Judaica-Bibliothek im Web

Ganz real oder noch immer virtuell?

Harald Lordick



Digital Collection, JTS

Eine nicht mehr aufzählbare Menge von Webseiten widmet sich der deutsch-jüdischen Geschichte, natürlich die großen Judaica-Sammlungen, aber auch kleinere wie die *Jüdische Pflegegeschichte*, das *Jüdische Hamburg* und das demnächst digital herauskommende *Rabbinerhandbuch*. Online erscheinende Zeitschriften wie *Pardes*, *Medaon* und nicht zuletzt *Kalonymos* selbst gehören ebenfalls hierher. Und Leser und Nutzer erwarten zunehmend, dass diese Angebote zusammenhängend verarbeitet werden können.

Die großen Sammlungen

Die Materialien des **Leopold-Zunz-Archivs** hatten ihren physischen Ort bis 1939 in Berlin, in der *Hochschule für die Wissenschaft des Judentums*. Als Online-Archiv bietet es nun unter jewish-archives.org vier Sammlungen: die Archive des *Vereins für Cultur und Wissenschaft der Juden* (1819 zunächst als *Verein zur Verbesserung des Zustandes der Juden im deutschen Bundesstaate* gegründet, bis 1824) sowie der *Zunz-Stiftung* von 1864, dazu die Nachlässe von Leopold Zunz und des langjährigen Direktors der Berliner jüdischen *Freischule*, Lazarus Bendauid. Das Zunz-Archiv umfasst damit Digitalisate von etwa 25.000 Dokumentenseiten, darunter die Gründungsurkunde des *Vereins* und Protokolle seiner Sitzungen. Und ein wenig älter noch, die Annalen des *Wissenschaftscirkels*, der sich 1816/17 traf – prägnante Quellen, aus denen man nur zu gerne schöpft und die seltene Einblicke in die Wurzeln und die Frühgeschichte der *Wissenschaft des Judentums* vermitteln.

Zu diesem *Circl* gehörte auch Immanuel Wohlwill. Kaum bekannt ist – allerdings hieß er da noch I. Wolf – dass Wohlwill es war, der mit seinem bemerkenswerten und nachhaltig wirkenden Aufsatz *Über den Begriff einer Wissenschaft des Judentums* im Grunde das Programm einer Initiative verfasste, dem der später als Begründer der *Wissenschaft des Judentums* bekannt gewordene Leopold Zunz dann folgte. Wir finden seinen Text, Auftakt der *Zeitschrift für die Wissenschaft des Judentums* (Bd. 1.1822, S. 1–24) bei **compactmemory**, der frühesten und bis heute herausragenden Online-Sammlung mit dem kaum überschaubaren Inhalt von über 100 jüdischen Periodika des gesamten 19. Jahrhunderts bis 1938.

Ein ganz anderes Kapitel hat Wohlwill später aufgeschlagen, als er mit seiner Erfahrung als Leh-

rer seine *Bemerkungen über den Standpunkt der Hamburgischen Israelitischen Freischule* publizierte (1830). Dass wir dies Büchlein in der **Freimann-Sammlung** (sammlungen.ub.uni-frankfurt.de/freimann) aufstöbern, überrascht nicht: die einst von Aron Freimann sorgsam zusammengetragenen und katalogisierten Judaica bilden mit bisher 7.000 digitalisierten Titeln eine faszinierende, schwergewichtige Forschungsbibliothek.

Wohlwill hatte 1831 in die bekannte Hamburger Familie Warburg eingeheiratet, Friederike Reichel Warburg. Zu ihren vielen Verwandten gehörte auch Otto Warburg, der Botaniker und Zionist. Er führt uns auf unserer „Rundreise“ zu den **Digital Collections** der *Library of The Jewish Theological Seminary* (jtsa.edu) mit Archivalien, seltenen Büchern und einer Exlibris-Sammlung, tausenden Online-Exponaten, unter denen uns auch Warburgs *bookplate* begegnet. Ephraim Lilien hatte es für den Pflanzenkundler ganz passend, floral und im Jugendstil gestaltet. Gleich nebenan in New York, wenn das *nebenan* im Web überhaupt noch eine Bedeutung hat, ist jüngst **DigiBaeck** wie mit einem Paukenschlag online gegangen – dreieinhalb Millionen Seiten Archivgut „frei Haus“! Und auch hier werden wir in Sachen Wohlwill fündig: ein Portrait, Typoskripte seiner Publikationen, ein Briefwechsel mit Zunz und weiteren Mitgliedern des *Vereins* gehören dazu (lbi.org). Als Sekundärliteratur, das bietet sich an, ziehen wir die Netzausgabe des **Leo Baeck Institute Yearbook** heran (leobaeck.oxford-journals.org). Sie versorgt uns mit dem nötigen Hintergrund, etwa mit *The Wohlwill-Moser Correspondence* von A.H. Friedlander 1962.

Vor wenigen Jahren noch hätte man sehr weit reisen, sehr viel Zeit, einiges an Mitteln und vielleicht auch an Bedeutung mitbringen müssen, um all diese Materialien einsehen zu können. Von daher könnte man hochzufrieden sein.

Beinah spurlos verschwunden – Die Exilpresse

„Der Name Warburg aus Hamburg verschwunden“, titelte *Die Zeitung* 1941 aus dem Londoner Exil. Die Nazis hatten die Juden umgebracht oder vertrieben in alle Welt, viele waren zunächst nach Frankreich geflohen. „Da saß einer in Paris, der jeden Morgen erzählte, was sie [die Nazis] erst am nächsten Tag zu verbrechen gedachten“ (Gottfried Spoela, *DIE ZEIT*, 31.3.1978, Nr. 14). Ja, im Paris der dreißiger Jahre gab es eine deutschsprachige

Tageszeitung: das *Pariser Tageblatt*. Hier schrieb auch der ins Exil geflohene jüdische Kunstkritiker Paul Westheim. Durch die Briefe der Kunsthistorikerin Charlotte Weidler blieb er gut informiert über die Verhältnisse in NS-Deutschland, insbesondere die ‚Kulturpolitik‘. Verarbeitet hat er seine Kenntnisse unter anderem in seinem im Tageblatt erschienenen Fortsetzungsroman „Heil Kadlatz“.

Westheim schrieb seine Artikel, Satiren, Glossen, Ausstellungsbesprechungen, Kunst- und Künstlerkritiken auch in anderen Bättern, in der *Pariser Tageszeitung*, der *Zeitschrift für freie deutsche Forschung*, später im *New Yorker Aufbau*, allesamt Teil der Zeitschriftensammlung **Exilpresse digital. Deutsche Exilzeitschriften 1933-1945** sowie **Jüdische Zeitschriften der NS-Zeit**. Wer dies Angebot einmal kennt und nutzt, will (und kann) es nicht mehr missen – unverzichtbare Quellen für den Historiker, die man in der Regel nirgends sonst findet. Mehr als fünfzig Titel insgesamt, jüdische Gemeinde- und Nachrichtenblätter, Wohlfahrts- und Sozialpolitik, Berlin, Hamburg, Frankfurt, Exilorte wie Wien, London, Paris, Prag, New York, Shanghai ..., ein integraler Bestandteil einer Bibliothek deutsch-jüdischer Geschichte.

Leider ist dies Angebot der Deutschen Nationalbibliothek 2012 vom Netz gegangen, aus urheberrechtlichen Gründen. Ein echter Verlust auch wegen der beeindruckenden Granularität der Daten (wie man heute sagt): die Digitalisate sind fein bibliografiert, jede noch so kleine Nachricht hat einen eigenen Datenbankeintrag, erlaubt entsprechend differenzierte Recherchen und ein Link führt(e) auf die entsprechende Seite der Zeitung. Mit dem Untergang des Angebots an digitalen Seitenbildern ist auch die in das Angebot integrierte Bibliografie mit ihren sage und schreibe mehr als 230.000 Einträgen verschwunden. Das Portal digitalisiertedrucke.de kennt diese Datensätze (noch?), bietet aber nicht den Recherchekontext der Sammlung, und die anhängenden Links führen ins Leere. Vor Ort in der DNB, heißt es, kann man den Bestand noch einsehen, aber das bleibt doch weitgehend unzugänglich – jedenfalls ein herber Verlust für digitale Sammler und ein enormer Rückschlag für das Konzept (m)einer virtuellen Judaica-Bibliothek.

Die rechtlichen Bedenken sind nachvollziehbar, doch so ernst man die urheberrechtliche Situation nimmt, so ernst muss man auch die Einsicht neh-

men, dass das nicht irgendwelches Material ist, das hier in Rede steht. Es ist kein guter Zustand: Mensch und Werk vom Nationalsozialismus vernichtet, manchmal buchstäblich ausradiert, nicht selten sind es rare Äußerungen, letzte Lebenszeichen, kurz ans Licht geholt und nun wieder verschwunden. Hier kann man nur hoffen, dass Öffentlichkeit und öffentliche Hand die Nationalbibliothek von den Risiken entlasten und so die Sammlungen wieder frei zugänglich werden.

Was die Forschung braucht

Ob ein Web-Interface gelungen ist, darüber lässt sich sicher streiten. Wer an den Inhalten Interesse hat, dem bereitet es in jedem Falle Vergnügen, das heute verfügbare und beständig wachsende Angebot zu durchstöbern, die Raritäten und Unikate zu betrachten und zu erforschen. Was für Studierende heute ganz selbstverständlich daherkommt, dass sie ein Online-Dokument kurzerhand mit einem Klick in ihre Bibliografie und Materialsammlung übernehmen können, mit Werkzeugen wie *Zotero* oder *RefWorks* etwa, das weiß auch derjenige zu schätzen, der früher Fernleih-Formulare mit mehreren Durchschlägen ausgefüllt, und vielleicht Monate auf das heißersehnte Buch gewartet hat, das die heimische Uni-Bibliothek zum nicht geringen Staunen aus den entferntesten Ecken tatsächlich herbeischaffte. Aber so leicht macht es uns ‚unsere‘ Bibliothek noch nicht: weder *compactmemory*, noch *Freimann* oder *Zunz* unterstützen die genannten Tools. Das geht bei *DigiBaeck* etwas besser; dort aber fällt der Umgang mit der digitalen Quelle eher schwer, während die erstgenannten neben dem eigenen *Viewer* auch den schrankenlosen und nutzerfreundlichen Download selbst ganzer Lexika erlauben.

Obwohl die Angebote inhaltlich sich so hervorragend ergänzen, bekommt man bei keiner der Webseiten einen Hinweis auf das Angebot der jeweils anderen. Den roten Faden, dem wir hier mit Wohlwill gefolgt sind, muss man schon selbst knüpfen. Man kann die Unterstützung einer gemeinsamen Erschließung vielleicht nicht unbedingt erwarten, aber schön wäre es doch, wenn die Webseiten der Wissenschaft dies Vernetzen erlaubten. Ein Irrtum, wenn man meinte, dass große Suchmaschinen wie *google* oder *bing* das schon richten werden – Forschung und Lehre brauchen speziellere Werkzeuge.

Software und Webangebote für Geisteswissenschaftler bemühen nicht selten die Idee eines virtu-



Abgeschaltet: die Zeitschriftensammlung der Exilpresse (Deutsche Nationalbibliothek), hier eine Seite des *Pariser Tageblatts*



Zunehmende Vielfalt, aber unverbunden: Online-Sammlungen zur deutsch-jüdischen Geschichte (DARIAH-Präsentation, H.L.)

ellen Schreibtischs, auf den man Materialien, Dokumente und ‚Bücher‘, also Digitalisate oder digitale Editionen, ablegen, sie dort lesen und – mehr oder weniger funktionsreich – mit ihnen arbeiten kann, aber jedes Angebot bringt auch einen anderen *Desktop* mit. Da war das gute alte Buch mit dem guten alten Schreibtisch wesentlich kompatibler. (Es ist ungefähr so, wie wenn man früher für jede Buchausgabe andere Büromöbel hätte anschaffen müssen).

Es gibt eine Reihe von Verfahren, die mehr Gemeinsamkeit ermöglichen, vorbildlich nutzt das *Jewish Theological Seminary* eines davon (OAI-PMH), ebenso, mittels digitalisiertedrucke.de/oai2d.py, die Frankfurter *Jiddischen Drucke* sowie *compact-memory* wenigstens für einen Teil seiner Daten (warum nur ein Teil?). Aber gerade die neueren Angebote wie *Freimann* oder *Zunz* machen rätselhafterweise hiervon keinen Gebrauch. Dafür kann man sie, immerhin, alternativ und maschinell in der *europæana* recherchieren, beide und weitere zu verknüpfen erlaubt die dortige *Opensearch*-Schnittstelle aber nicht. Auch die Inhaltsverzeichnisse der neuesten Ausgaben des *LBI Yearbook* sind über das OAI-Verfahren zugreifbar – dass es nicht mehr sind, ist verständlich angesichts der Herausforderungen, die das (Retro-) Digitalisieren mit sich bringt. Weit aus hinderlicher ist, dass die Online-Fassung dieses Jahrbuchs unter dem Dach der *Oxford Journals* nicht frei verfügbar ist: aus manchem Uni-Netz hat man Glück, aber Schülern und Studenten bleibt die erstrangige Quelle für ihre Hausarbeiten verschlossen, und der Integration in eine gemeinsame Bibliothek steht die kommerzielle Lizenz entgegen.

Das Fehlen von Schnittstellen irritiert insbesondere auch bei *DigiBaeck*. Der Umfang der Sammlung und ebenso der Zeitpunkt des Erscheinens hätten doch das Zurückgreifen auf moderne Konzepte und mittlerweile bewährte Techniken der Vernetzung nahegelegt – immerhin war Internet-Koryphäe Brewster Kahle, den man von Großprojekten wie *Internet Archive* und *Open Library* kennt, beteiligt. So wird es den *Digital Jewish Studies* kaum möglich sein, diese bedeutenden Kollektionen adäquat in die virtuellen Forschungsumgebungen einzubinden, auf die sie gemeinsam mit den anderen *Humanities* hinarbeiten.

Was bleibt übrig? Die enorme Fülle an Online-Judaica, Ergebnis großer individueller und institutioneller Initiative und auch nicht unerheblicher öf-

fentlicher Förderung. An der Effizienz des Zugriffs lässt sich einiges noch verbessern, und Rückschläge haben wir leider auch hinzunehmen (Exilpresse). Von der virtuellen Bibliothek im eigentlichen Sinne, in übergreifender Perspektive, wird man noch längst nicht sprechen können, aber wo Schatten ist, da ist auch Licht: eine grandiose Sammlung, die weit besser und enger noch zusammenwachsen kann. Dabei muss sich gar nicht viel ändern, alle Webseiten können bleiben wie sie sind – nur hinter den Kulissen, da bedarf es dringend der Anwendung von Methoden, die der Forschung erlauben, besser mit den Exponaten zu arbeiten und sie mit weiteren freien Daten zu verknüpfen.

Apropos Wohlwill: bei weitem ist nicht alles digitalisiert, oder man will es doch auf Papier in Augenschein nehmen und freut sich über die Fachbib-



Immanuel Wohlwill, (1799–1847), Publizist, Lehrer der Hamburger Israelitischen Freischule, Direktor der Jacobsonschule Seesen (DigiBaeck)

liothek *Germania Judaica* mit ihren 80.000 Bänden. Wohlwills *Armenwesen* von 1834 und seine *Bemerkungen zur Hamburger Freischule* sind per Fernleihe aus Köln eingetroffen, und trotz Wasserschadens erstaunlich gut erhalten. Unter Aufsicht liegen die Bücher im Lesesaal bereit – was tun damit, wenn es nun gar nichts zu klicken gibt? Lesen, was sonst! Wirklich ein Skeptiker, der dabei auf die Idee kommt, dass diese Raritäten trotz ihres Alters haltbarer bleiben könnten, als so manches digitale Exponat, das wir heute herstellen? Um so mehr gilt es, Standards anzuwenden, Interoperabilität herzustellen und die digitalen Sammlungen so gut wie möglich zu vernetzen. Das wird die Aussicht auf ihre sinnvolle Nutzung und ihr langes Leben, *ad mea ve'esrim*, wie man im Judentum sagt, beträchtlich fördern.

Das Steinheim-Institut beteiligt sich für die Jüdischen Studien und die Judaistik am BMBF-geförderten Projekt DARIAH zum Aufbau einer digitalen geisteswissenschaftlichen Forschungsinfrastruktur.

Mitteilungen

Kalonymos 2012, Nr. 3 brachte die *Schattenbilder* von Marianne Weinberg, geb. Eckmann, Überlebende des Lagers Westerbork. Der Beitrag hat einige Resonanz erfahren, und wir freuen uns zu hören, dass Überlebende und ihre Nachfahren dank der Veröffentlichung und der Vermittlung durch deutsche Freunde **zueinander gefunden** haben – in Israel und in den Niederlanden.

Bibel – Bibliotheken – Bibliophilie Unser diesjähriges Seminar zu den *Aktionstagen Politische Bildung* knüpft thematisch an das erfolgreiche Ausstellungsprojekt „Buch im Judentum – Judentum im Buch“ vom Herbst 2011 an. Wir beginnen mit einem Vortrag über die Bibel im Judentum, der u.a. auf die Besonderheiten der Hebräischen Bibel im Vergleich zum christlichen sog. Alten Testament eingehen wird. Konkrete Beispiele machen Entstehung, Inhalte, Übersetzungen und Auslegungsmethoden nachvollziehbar. Ergänzend dazu wollen wir einen Blick auf die „mündliche Tora“, d.h. die rabbinische Tradition werfen.

Bücher zu verleihen, ist im Judentum nicht nur eine gesellschaftliche Aufgabe, sondern sogar eine religiöse Pflicht. Dank ihrer Erfüllung konnte allgemeine Bildung unter den Juden gefördert werden, die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts den Weg der Emanzipation gingen. Die im 19. Jahrhundert zahlreich entstandenen Buchsammlungen hatten auch ihren Stellenwert bei der „Wiederentdeckung“ des Judentums im Zeichen einer „jüdischen Renaissance“ und standen den Juden noch bis in die 1930er Jahre zur Seite. Diesen Sammlungen und ihrem Schicksal in der NS-Zeit gehen wir im zweiten Teil der Tagung nach.

Juden waren spätestens seit der Wende zum zwanzigsten Jahrhundert in zahlreichen bibliophilen Gesellschaften Mitglied, engagierten sich für die Pflege der Tradition des schönen (und guten) Buches. 1924 gründete sich ein eigener jüdischer Bibliophilen-Verein, die Soncino-Gesellschaft der Freunde des jüdischen Buches, die mit ihren exquisiten Drucken beredtes Zeugnis gibt von der Freude an geschmackvoller Gestaltung und gepflegtem Buchwesen, abrupt beendet durch den NS-Terror.

Zum Ausklang haben Sie die Gelegenheit, sich bemerkenswerte Exponate anzuschauen.

Dienstag, 14. Mai 2013, 14–18 Uhr in den Räumen des Steinheim-Instituts Essen. Mit Annette Sommer, *Schriftliche Tora. Bibel im Judentum*, Mi-



Die SchUM-Gemeinden Speyer - Worms - Mainz. Auf dem Weg zum Welterbe (Hg: Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz; Redaktion: Pia Heberer, Ursula Reuter). 480 Seiten. 121 Farbbabb., 64 S/W-Abb., 17 Karten und Pläne. Regensburg: Schnell & Steiner 2013. 49,95 Euro. ISBN 978-3-7954-2594-4

chael Brocke, *Mündliche Tora. Rabbinische Tradition*, Beata Mache: *Wohlfahrt, Bildung und Vergnügen – Buchverleih als gesellschaftliche Aufgabe* und Harald Lordick, *Bibliophilie im Judentum*.

Kürzlich erschienen ist der umfangreiche und anregend bebilderte Band zu einer internationalen Tagung, die im Zusammenhang der Bewerbung der drei SchUM-Städte Worms, Mainz und Speyer um das Weltkulturerbe im November 2011 in Mainz stattgefunden hatte. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus unterschiedlichen Ländern und Disziplinen stellen in der die damaligen Referate veröffentlichtenden Sammlung ihre Forschungen über die drei mittelalterlichen Gemeinden und das aschkenasische Judentum jener Zeit vor. Zu den Autorinnen des Bandes gehört auch Nathanja Hüttenmeister, langjährige Mitarbeiterin am Steinheim-Instituts, die über mittelalterliche Grabsteine aus Mainz schreibt. Der in Europa älteste jüdische Friedhof von Worms, auch *Heiliger Sand* genannt, ist Thema der die Jahre 1059–1519 umfassenden Ausführungen von Michael Brocke, dem Direktor des Steinheim-Instituts. Die Vielfalt der einzelnen Beiträge über Geschichte und Kultur der drei SchUM-Gemeinden verspricht eine äußerst informative und zahlreiche neue Erkenntnisse eröffnende Lektüre.

Das unter Mitwirkung des Steinheim-Instituts entstandene *Online-Handbuch für Lehrer und Lehrerinnen über rheinische Juden im Mittelalter* wird in Zusammenarbeit mit der Alten Synagoge Erfurt im Jahr 2013/14 um den Schwerpunkt „Thüringische Juden im Mittelalter“ erweitert. Nach Erstellung des Online-Handbuchs für die Region Rheinland und die im Anschluss daran durchgeführten Lehrerfortbildungen, geht das seit 2007 laufende Projekt nun in die dritte Phase. Regionalgeschichtliche Quellen und Informationen zu außerschulischen Lernorten in Thüringen werden historisch ausgewertet, didaktisch erarbeitet und in das bereits bestehende Handbuch eingefügt. So können Lehrende in thüringischen Bildungseinrichtungen die Materialien in ihren Unterricht einbinden. Zudem wird ein vergleichender Ansatz zwischen Rheinland und Thüringen ermöglicht. Beteiligt sind die Historikerinnen Dr. Maïke Lämmerhirt und Katharina Stoye, MA, sowie die Museumpädagogik der Alten Synagoge Erfurt.

Impressum

Herausgeber

Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, Rabbinerhaus Essen

ISSN

1436-1213

Redaktion

Prof. Dr. Michael Brocke
Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick
Beata Mache M.A., Annette Sommer

Redaktions-Assistenz

Karina Küser

Layout

Harald Lordick

Postanschrift der Redaktion

Edmund-Körner-Platz 2
45127 Essen

Telefon

+49(0)201-82162900

Fax

+49(0)201-82162916

E-Mail

kalonymos@steinheim-institut.org

Internet

www.steinheim-institut.de

Druck

Brendow Printmedien
47443 Moers

Versand

Vierteljährlich im Postzeitungsdienst
kostenlos für unsere Leser

Spendenkonto

Kt.-Nr. 238 000 343
Stadtparkasse Duisburg
BLZ 350 500 00

Gefördert durch:



Bundesministerium
des Innern

aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages

Haggada

Seitdem sich die Haggada, die Hausliturgie zum „Seder“ der Pessachnacht, im 13. Jh. als eigenes Buch selbständig gemacht hat, wurde die das Mahl begleitende dialogische Erzählung vom Auszug aus Ägypten an die 5000 mal geschrieben, gedruckt und illustriert – heute ein beliebtes Fest- und Werbegeschenk von Firmen und Organisationen.

Einige wenige der ältesten illuminierten Handschriften haben überlebt; manche sind kostbar faksimiliert, und heute kann man nicht wenige im Netz kostenlos bewundern. Aber es tropft kein Wein darauf und die Haptik fehlt. Nichts über eine schöne Haggada in der Hand am gemeinsamen Tisch.

Wir haben hier zwei edel gestaltete, erstaunlich preiswerte Bücher vor Augen, die vor kurzem in den USA erschienen sind. M.M. Epstein stellt vier mittelalterliche, kostbar illuminierte Haggadot vor: eine der ältesten erhaltenen, die sogenannte „Vogelkopf“-Haggada (Mainz? um 1300?), die „Goldene Haggada“ (Katalonien, ca. 1320), dazu zwei weitere spanische, die „Rylands“ und eine Verwandte ähnlichen Stils aus dem 14. Jh. Hier dominiert die kunsthistorische Diskussion; die Vergleiche, auch mit der christlichen Kunst, sind aufschlussreich und anregend.

Für den an Aschkenas interessierten Leser ist die Diskussion über die Darstellungen der Menschen mit Vogelköpfen wichtig. Epstein schreibt:

Die Figuren der Vogelkopf-Haggada sind keine Vögel, sondern komposite Geschöpfe. Auch ihre Köpfe sind komposit, sie mischen meist das geschnäbelte Profil eines Vogels mit einem Bart und den zugespitzten Ohren von Säugetieren. Und genau in dieser Weise ist ein Geschöpf des mittelalterlichen Bestiariums gestaltet: Der Greif, ein Mischwesen aus Löwe und Adler – im Rheinland vom 13. bis zum 15. Jh. in der Heraldik, Handschriften, Textilien und Metallarbeiten überall verbreitet.

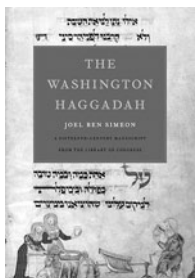
Es habe sich um eine bewusste Wahl gehandelt, geradezu vergleichbar mit biblischen Mischwesen, den Cheruben im Heiligtum. Diese Gestalten beabsichtigen weder eine radikale pietistische Vermeidung des menschlichen Antlitzes noch sind sie ein praktischer sozusagen „liberaler Kompromiss“. Vielmehr suchen sie einen Modus der positiven Darstellung von Juden zwecks ihrer bildlichen Unterscheidung von den Nichtjuden. *Die Verwendung der Greifenköpfe betont, dass es letztlich nicht ein physischer Unterschied ist, der Juden zu Juden macht. Die Eigenschaften, die der Greifenkopf repräsentiert, sind eher spirituell und national als individuell.* Wir sind gespannt auf die Diskussion, die seine innovativen Auffassungen hervorrufen müssen.

Zwar ist das reiche Buch keine vollständige Haggada „für den Hausgebrauch“, es geht um ihre

Bebildung und deren Erklärung, doch die vielen ausgezeichneten Abbildungen legen es jedem Kunstsinnigen zur festlichen Betrachtung ans Herz.



Marc Michael Epstein: The Medieval Haggadah. Art, Narrative & Religious Imagination. Yale University Press, New Haven and London, 2011, 322 S. \$65. ISBN 978-0-300-15666-9



The Washington Haggadah. Copied and Illustrated by Joel ben Simeon. Introduction and Translation by David Stern. Introduction by Katrin Kogman-Appel 2011. 161 S., 38 fol. \$39.95. ISBN 978-0-647-05117-1



Ebenso geschmackvoll gestaltet ist das Buch der Harvard U Press und der Library of Congress. Es zielt geradezu auf Praxis und Nutzung, denn es bietet sowohl eine grundlegende, gut lesbare Einführung (David Stern, S. 1–51) in die Geschichte des Seder und der Haggada dazu eine praktisch nutzbare englische Übersetzung des Textes der in voller Farbigkeit dargebotenen „Washington Haggadah“ mit ihren 38 Folios, 76 Seiten.

Was ist das Besondere dieser Haggada von 1478? Ihr Schreiber und Illustrator ist berühmt, „one of the most important and prolific scribes and illustrators in the history of the Jewish book“: Joel ben Simon – ein Rheinländer, geboren zu Köln (oder Bonn?) um 1420. Nach der Vertreibung der Kölner Juden 1424 lebt Joel ben Simon in Bonn, das er als noch junger Mann verlässt, um in Süddeutschland und in Norditalien zu arbeiten und zu lernen, – spätestens 1454 ist er in Cremona nachgewiesen. Er hält sich auch in Süddeutschland auf, wo er 1478 diese meisterliche Haggada schreibt und bebildert – auf der Höhe des Könnens, deutsche und italienische Stilelemente und Motive vereinigt.

Ein „Künstler zwischen den Kulturen“, dessen Stil, Motive, Illustrationen K. Kogman-Appel detailliert vergleicht und verständlich beschreibt: (S. 52–113) Sie widmet sich dem Bild der Gesellschaft und ihren Repräsentanten, wie Joel b Simon sie darstellt, seinen Figuren: Reiche, Gelehrte, ‚Volk‘, Arbeiter, Gaukler, die Randständigen, Nicht-Juden, der fahrende Immigrant. Sie alle gehören ins Buch des einstigen, des gegenwärtigen und des zukünftigen Jahr um Jahr neu zu lebenden „Auszugs aus der Knechtschaft“.